

Steine des Anstoßes

Der Ukraine-Konflikt hat den Streit um sowjetische Denkmäler in Polen neu entfacht



25 Jahre nach der Wende stellen sich in Polen erneut viele Menschen gegen die sowjetischen Denkmäler, die in der Nachkriegszeit an zentralen Plätzen errichtet wurden. Sie wollen die Propagandawerke nicht mehr in Polen sehen. Die Situation in der Ukraine hat den Streit neu entfacht. Russland aber beruft sich auf den vertraglich vereinbarten Schutz sowjetischer Erinnerungsorte in Polen.

Mieczyslaw Jurek schaut unwillig in die Kamera, die buschigen Augenbrauen zusammengezogen. Es passt ihm gar nicht, dass er vor dem sowjetischen „Denkmal der Dankbarkeit“ fotografiert wird – mitten in Stettin auf dem Platz des Polnischen Soldaten. „Grauenvoll!“, meint er.

Jurek gehörte zu den Solidarnosc-Aktivistinnen der ersten Stunde. Seit 16 Jahren steht der ehemalige Eisenbahner an der Spitze der Gewerkschaft in Stettin. Und er ist einer derjenigen, die von der Stadtverwaltung den Abriss des Denkmals fordern. Eigentlich hätten die Russen es gleich bei ihrem Abzug mit nach Moskau nehmen sollen, grollt er. Die Polen schrieben ihnen ja auch nicht vor, welche Denkmäler sie auf dem Roten Platz aufstellen sollten. „Wir sind hier die Hausherren, nicht die Russen!“, sagt der 60-Jährige bestimmt. Das Heft des Protestes aber halten die Jüngerer in der Hand.

Zum Beispiel Bartłomiej Ilcewicz. Der 34-jährige Historiker hat die Forderungen zur Demontage des „Denkmals der Dankbarkeit“ gebündelt. „Dankbarkeit wofür?“, fragt er zynisch, während er zu dem rötlichen Flachrelief am Obelisk hochschaut: ein polnischer Bauer und ein russischer Soldat Hand in Hand. „Dankbarkeit für Raub, Gewalt und Mord, die die Russen auf diesem Territorium nach dem Zweiten Weltkrieg begangen haben?“

Ilcewicz gehört zu einem Zu-

sammenschluss von patriotischen Vereinen in Stettin und hat eine „Nationale Garde“ mitgegründet, die sich als polnische Selbstschutz-Organisation versteht, ins Leben gerufen unter anderem als Reaktion auf die russische Aggression in der Ukraine. Ilcewicz wirkt erfüllt von seiner Mission, als er sich den breiten Stufen des Denkmals nähert. Ihm reicht es nicht, dass die Spitze samt rotem Stern schon 1992 gekappt wurde. „Ich kann es nicht zulassen, dass hier Soldaten, die unserem Land solchen Schmerz zugefügt haben, glorifiziert werden.“ Zudem sei das Monument auch ein ästhetisches Problem, sagt er und weist auf die zerbröselnden Treppen, die Lache von Erbrochenem auf dem Sockel, die Verfärbungen zwischen den Steinen.

Erst im September hat die Stettiner Stadtverwaltung bekanntgegeben, dass die russische Seite keine Einwilligung zum Abriss gegeben hat. Die Russen berufen sich auf den polnisch-russischen Vertrag von 1994 zum Schutz von Gräbern und Erinnerungsorten auf polnischem Territorium. Die Stadt hat angekündigt, „unter Berücksichtigung der geplanten Modernisierung des Platzes“ einen weiteren Antrag zu stellen.

Verehrt und abgelehnt

Zwei junge Männer überqueren den langgezogenen, von Linden gesäumten Appellplatz vor dem Denkmal. Sie sind Ukrainer und werden in Stettin zu Matrosen ausgebildet. Was sie mit dem Denkmal verbinden? „Das sind Helden“, sagen sie in gebrochenem Polnisch. Eine ältere Frau reißt erstaunt die Augen auf, als sie von dem Denkmal-Streit erfährt. Das Monument störe doch gar nicht.

Die öffentliche Meinung zu dem Denkmal ist gespalten, glaubt der Soziologe Maciek Kowalewski von der Stettiner Universität. Die Mehrheit aber lehne es ab. Die Denkmalgegner seien gut organisiert, stellt Kowalewski fest.

Vor einiger Zeit hat jemand das Wort „Katyn“ auf den Sockel geschrieben. Die Stadt ließ es entfernen. Das Wort reicht in Polen aus, um an die Ermordung von mehr als 4.000 polnischen Offi-



Der frühere Solidarność-Aktivist Jurek setzt sich für den Abriss des Ehrenmals ein.

Foto: Andreas Krufzik, n-ost

zieren durch die Sowjets im Jahr 1940 zu erinnern, und ist Synonym für einen als übermächtig empfundenen Nachbarn. „Das Wort zeigt die Hilflosigkeit der Aktivisten gegenüber den Behörden“, sagt Kowalewski. Er erinnert an das Projekt des Künstlers David Černý, der 1991 einen sowjetischen Panzer in Prag rosa angestrichen hatte – das Objekt wurde zum Symbol des tschechoslowakischen Widerstands gegen die Sowjets. Kowalewski lächelt leicht. Ohne Zweifel würde er eher mit einer Kunstaktion als mit einem Abriss des „Denkmals der Dankbarkeit“ sympathisieren.

„Die aktuelle Situation in der Ukraine hat den Streit über die sowjetischen Denkmäler neu entfacht“, sagt er – und zwar gleichermaßen in den Städten wie im ländlichen Raum. Da im ehemals deutschen Westpolen aus propagandistischen Gründen aber besonders viele Denkmäler errichtet wurden, konzentrierte

sich dort der Protest. Doch auch in Warschau gab es Proteste, als das „Denkmal der Waffenbrüderschaft“ auf dem Wilnaer Platz, das für U-Bahn-Bauarbeiten entfernt worden war, wieder aufgestellt werden sollte. Im masurischen Pieniezno wurde im Mai das Denkmal des sowjetischen Armeegenerals Iwan Tschernjachowski beschmiert.

Doch nicht alle sowjetischen Denkmäler sind so umstritten, nicht alle roten Sterne provozieren. In der Kleinstadt Chojna, 60 Kilometer südlich von Stettin, ist ein sorgfältig gepflegtes Mahnmahl zu sehen. Schilder auf Russisch, Polnisch und Deutsch erklären die besondere Geschichte dieses Ortes: Als die Stadt noch Königsberg in der Neumark hieß, stand hier die Gertrudenkappelle mit Friedhof, seit 1950 ist es eine Grabstätte für 3.859 sowjetische Soldaten. „Sie kämpften auf beiden Seiten der Oder und starben für die Freiheit. Ihnen gebührt Ruhm und Ehre!“, ist auf Steinta-

feldern zu lesen. Die beiden Grabfelder laufen auf das 1971 errichtete Denkmal zu, das Konturen von Soldaten mit Gewehren zeigt. Die roten Früchte der sorgfältig gestutzten Eibenhecken passen zu den roten Sowjetsternen auf den Grabplatten. „Begräbnisstätten werden anders betrachtet als Denkmäler in einer weltlichen Umgebung“, sagt der Soziologe Kowalewski. Auf einem Friedhof würden selbst umstrittene historische Gestalten respektiert.

Vom Sockel gehoben

Ein sehr exponiertes sowjetisches Monument in Polen wurde indes schon längst demontiert – wenn auch nicht aus politischen Gründen: Über der Festung Küstrin im heutigen Kostrzyn erhob sich das Denkmal wie ein drohend aufgerichteter Zeigefinger, blickte arrogant auf die Oder hinab und war über Kilometer hinweg von deutscher und von polnischer Seite sichtbar.

„Das Denkmal hatte drei Funktionen“, erklärt Ryszard Skalba, Leiter des Festungsmuseums, nachdem er sich den alten Kopfsteinpflasterweg hochgearbeitet hat: „Es war ein Zeichen der Dankbarkeit gegenüber den gefallenen sowjetischen Soldaten. Zweitens hatte es das propagandistische Ziel, Präsenz zu zeigen gegenüber der benachbarten DDR und den auf der Oderinsel Kietz stationierten sowjetischen Soldaten.“ Außerdem sollte die nach Berlin ausgerichtete Kanone abschreckende Wirkung haben.

Heute ist nur noch ein brüchiger Betonsockel zu sehen, überwuchert von bescheidenen Bodendeckern. Schilder warnen vor dem Betreten. 2008 musste das Denkmal abgebaut werden, weil die Bastion stark einsturzgefährdet ist. „Das waren rein statische Gründe, keine politischen“, betont Museumsleiter Skalba. Die Stadt hatte Grabstellen vorbereitet, um die Überreste der Gefallenen auf den kommunalen Friedhof umzubetten. Die Gräber aber waren zum Erstaunen aller leer – Generationen von polnischen, sowjetischen und später russischen Politikern und Funktionären hatten auf einem Scheinfriedhof Kränze niedergelegt und Kerzen angezündet.

Der Sowjetstern, die Urnen und die Inschrift des verschwundenen Denkmals sind heute im Festungsmuseum zu besichtigen, in einer Ausstellung, die mit allen Mitteln der modernen Museumspädagogik die Geschichte dieses umkämpften Ortes erklärt: Dioramen, Fotos in Lebensgröße, Filmaufnahmen, in der Erde gefundene Alltagsgegenstände, aber auch Gewehre und Panzerfäuste.

Der ganze Stolz von Museumsleiter Skalba aber ist der restaurierte Sockel des Denkmals für Markgraf Hans von Küstrin, den Erbauer der Festung. Der glatte, helle Granitstein steht inmitten der zerstörten, nie wieder aufgebauten Altstadt von Küstrin und überragt eine grün überwucherte Brachfläche. „Das haben wir aus eigenen Mitteln finanziert“, betont Skalba. „Denn wir schätzen Denkmäler sehr!“

Katrin Lechler, n-ost

Russlands Zeitenwende

Das Volk war vom Sommer im Winter enttäuscht, jetzt bekommt es den Winter im Sommer



In Russland ist am 26. Oktober auf Winterzeit umgestellt worden, aber nicht nur saisonal wie in vielen anderen Ländern, sondern dauerhaft. Damit trägt man den Klagen derjenigen Rechnung, denen Licht am Morgen kostbarer ist als Licht am Abend.

Russland geht seinen eigenen Weg. Diesmal ist es ein Rückweg. Als der damalige Präsident und heutige Premier Dmitrij Medwedew vor drei Jahren ein Machtwort sprach und eine neue Zeitrechnung einführte, ohne das lästige Hin- und Herwechseln zwischen Sommer- und Winterzeit, da hatte er die Bevölkerung auf seiner

Seite. Und dass fortan jahrein, jahraus die Sommerzeit gelten sollte, fanden laut Umfragen 73 Prozent der Russen gut. Sie hielten es offenbar für eine charmante Idee, dass in Russland, wo die kalte Jahreszeit im Durchschnitt das halbe Jahr dauert und wegen der nördlichen Breitengrade besonders dunkel ist, auch die klirrendsten Fröste noch ein Hauch von Schwarzmeer-Urlaub umweht. Weil es am späten Nachmittag oder frühen Abend wenigstens eine Stunde länger hell ist. Und so wurden im Herbst 2011 die Zeiger nicht wie üblich zurückgestellt, die Sommerzeit lief weiter.

Die Freude darüber dauerte bis zum ersten Winter. An den kürzesten Tagen des Jahres, im Dezember und Januar, stellten Russlands neue Sommerfrischler zu ihrer großen Überraschung fest, dass sie nicht nur abends mehr Licht hatten, sondern morgens auch weniger.

Man stand in der Dunkelheit auf, ging in der Dunkelheit aus dem Haus, nahm in der Dunkelheit seine Arbeit auf. In Moskau dämmerte es irgendwo gegen 10 Uhr. Was war das für ein Leben? Es hagelte Beschwerden. Was hatte ihnen die Regierung da wieder eingebrockt? Und als Wladimir Putin 2012 erneut ins Präsidentenamt gewählt wurde, war eine der ersten Fragen: Wie halten Sie es mit der Zeit? Das müsse man prüfen, sagte Putin. Vor ein paar Monaten hat die Duma das Experiment Sommerzeit nun für gescheitert erklärt und die Kehrtwende beschlossen, mit nur einer Gegenstimme. Am 26. Oktober begann in Russland wie in Europa die Winterzeit, und daran soll künftig nicht mehr gerüttelt werden. Wie vor drei Jahren ist die Zustimmung in der Bevölkerung groß.

Was heißt das nun im Alltag? Gerade im Winter dürfte kaum ein Unterschied zu bemerken sein. Berufstätige werden auch

weiterhin im Dunkeln zur Arbeit fahren und im Dunkeln wieder nach Hause. Allenfalls im Herbst und im Frühjahr dürfte das Aufstehen leichter fallen, weil es draußen bereits hell ist. Für den Sommer galt das auch bisher. Viele werden jedoch den lichten Abendstunden ab Mai

nachtrauern. Sonnenuntergang ist ab sofort schließlich eine Stunde früher. Vertreter deutscher Firmen in Moskau dürften es begrüßen, die Kollegen in Berlin diesen Winter nicht erst zur Mittagszeit im Büro zu erreichen. Russland und Europa kommen sich end-



Foto: Lupo/pixelio.de

nachtrauern. Sonnenuntergang ist ab sofort schließlich eine Stunde früher. Vertreter deutscher Firmen in Moskau dürften es begrüßen, die Kollegen in Berlin diesen Winter nicht erst zur Mittagszeit im Büro zu erreichen. Russland und Europa kommen sich end-

nachtrauern. Sonnenuntergang ist ab sofort schließlich eine Stunde früher.

Vertreter deutscher Firmen in Moskau dürften es begrüßen, die Kollegen in Berlin diesen Winter nicht erst zur Mittagszeit im Büro zu erreichen. Russland und Europa kommen sich end-

lich wieder näher, sozusagen. Ab nächstem Frühjahr steht sogar nur noch eine Stunde Zeitunterschied zwischen ihnen.

Gut haben es auch Fußballfans. Sie müssen sich bei Übertragungen der Champions League nicht mehr die halbe Nacht um die Ohren schlagen. Dass die Spiele nach Moskauer Zeit erst um 23.45 Uhr angepfiffen werden wie in den zurückliegenden Wintern, ist Geschichte.

Befürworter der neuen Regelung argumentieren, dass Moskau geografisch an der Grenze von UTC+2 und UTC+3 liegt, zuletzt aber künstlich in UTC+4 verschoben worden war. In seiner „wahren“ Zeitzone zu leben, sei aber nicht zuletzt gesünder für den Organismus. Bewiesen ist das zwar nicht. Aber es tröstet vielleicht über das nächste Lichtdefizit hinweg, ob nun am Morgen oder am Abend.

Tino Künzel, Moskauer Deutsche Zeitung